

TEXT: PETER HOSSLI

Reporterglück

Als Reporter war Peter Hossli auf fünf Kontinenten unterwegs. Nun hat er sein erstes Buch geschrieben, ein Glaubensbekenntnis an den Journalismus und seine anspruchsvollste Form, die grosse Reportage. Wir bringen einen Auszug, eine Story aus Somalia.

Der Konvoi, bestehend aus vier Geländewagen, hält in der Steppe. Wild wirbeln Windhosen. Aus dem vordersten Auto steigen mit Kalaschnikows bewaffnete Wächter, lange Männer, deren hagere Körper eher mitleiderregend denn angsteinflößend wirken. Keine Wolke am Himmel. Äste bedecken den sandigen Boden in Togdheer, einer Region im Norden Somalias. Ein toter Esel liegt im Staub. Dahinter verwesen Ziegen. Im Sand modernde Kamele kündigen Unheilvolles an. Sterben die Wüstenschiffe, sterben bald die Menschen.

Es ist Frühling 2017, mit Fotograf Pascal Mora und Reportern des Schweizer Fernsehens bereise ich Somaliland, die teilautonome Republik im Norden Somalias. Eine Hirtin trottet auf den stehenden Konvoi zu, mit dem Stock treibt sie Ziegen vor sich her. Ob sie mit uns sprechen möchte? Mowlid Mudan, Manager des Hilfswerks

Save the Children, übersetzt von Somali auf Englisch. Ein ruhiger Typ, auf dessen Nase eine Brille mit runden Gläsern liegt.

„Wie heissen Sie?“, frage ich.

Mowlid übersetzt. „Nemo Farah“, antwortet die Hirtin.

„Wie alt sind Sie?“

Mowlid schweigt. Ein Mann fragt in Somalia eine Frau offenbar nicht, wie alt sie sei. Ich aber frage das jede Person, die ich interviewe. Zu Menschen gehören das Geburtsjahr und der Name.

Von hinten stösst Ayan Dagan den Übersetzer weg. Wie Mowlid übersetzt die junge Frau für Save the Children. „Wie alt bist du?“, fragt sie Nemo. Bei Ayan legt die Hirtin die Scheu ab. 32-jährig, acht Kinder, das jüngste ist zwei, das älteste 15. Sie suche Wasser für ihr Vieh, die Hälfte der Herde sei verendet. Ayan übersetzt für mich.

Nemo treibt die Ziegen voran, die hageren Wächter besteigen den vordersten Wagen, der Konvoi ist bereit zur Weiterfahrt. „Wo ist Ayan?“, frage ich Pascal. „Wir brauchen sie, sie soll für uns übersetzen.“ Plötzlich steht sie neben uns, in der Hand eine Reisetasche, schwarz gekleidet, ein rotes Tuch umhüllt den Kopf. „Ich komme mit euch“, sagt sie und steigt in den Geländewagen ein.

Ayan hat mich gewählt, bevor ich sie fragen konnte, ob ich sie wählen darf. Ayan ist, was „Blick“-Chefredaktor Andreas Dietrich mir vor jeder Reise wünscht, was nötig ist, um gute Geschichten nach Hause zu bringen: Reporterglück.

Ayan ist Übersetzerin und „Fixerin“, so der Journalistenjargon für Personen, die in fremden Ländern die Türen öffnen und Welten zugänglich machen. Ob ein Fixer gut oder schlecht ist, kann entscheiden, ob eine Reportage gut oder schlecht wird. Ein Fixer hat ein drittes und viertes Auge und kennt die lokalen Gegebenheiten.

Um Somalia annähernd zu verstehen, braucht ein Reporter den Zugang zu Frauen. Sie umsorgen die Kinder, bestellen die Felder, treiben das Vieh über die Steppen, ziehen das Wasser aus den Brunnen, führen das Haus, verwalten das Geld. Die meisten seien beschnitten, lese ich in der Vorrecherche.

Ayan sieht Geschichten, bevor ich sie sehe, und sie bringt sie zu mir. Wie Halimo, eine 35-jährige Hirtin, die vor dem Feldspital von Ceeldheer wartet, einer Streusiedlung im Osten des Landes. Halimo ist im neunten Monat schwanger. Ayan redet mit ihr, erklärt, was die bleichen Männer wollen. Pascal und ich warten in Sichtweite, bis sich Ayan zu uns dreht und nickt. „Ihr könnt kommen.“

Pascal beobachtet stehend, ich setze mich zu den Frauen und höre zu, in der Hand ein iPad Mini. Darauf tippe ich, was Ayan



Durchblick: Reporter Peter Hossli am Wall zwischen den USA und Mexiko.

übersetzt. Halimos Tochter Hamda ist zwei. Seit Tagen esse die Kleine nichts mehr, leide an Durchfall, erbreche nachts. Ihr Blick zielt ins Leere. Zu gebrechlich, zu winzig ist sie für ihr Alter, selbstständig stehen kann sie nicht. „Mein Kind sollte Milch trinken und Fleisch essen“, sagt die Mutter. „Ihr fehlen Nährstoffe, deshalb ist Hamda krank.“

Wir begleiten die Mutter durch die Feldklinik, wo sie Erdnusspaste im Beutel und kalorienreiche Biskuits erhält. Sie wäscht die Hände, reißt den Beutel auf, quetscht Paste heraus. Die Kleine nimmt einen Bissen, trinkt Wasser, erbricht. Die Mutter versucht es ein zweites Mal. Vergeblich drückt sie dem Mädchen Paste in den Mund. Hamda spuckt sie aus. „Muss das Kind ins Spital?“ Ayan übersetzt. Die Frage des Reporters – kurz, klar, konkret – bricht die Mutter.

Sie nimmt ihre Tochter und trottet weg. Hinter dem Haus lässt sie sich nieder und wimmert. Die Mutter legt die Tochter vor sich in den Sand. Als wolle sie ihr sagen: Vielleicht ist es besser, du stirbst. Ayan schickt mich weg. Allein will sie Halimo ermutigen, ihr Kind nicht aufzugeben.

Ist das ein Eingriff durch den Reporter, der beobachten und berichten, nicht aber agieren sollte? Übersetzerin Ayan ist Teil meines Teams. Wenn sie versucht, eine Mutter davon abzuhalten, ihr Kind in der Wüste auszusetzen, greift der Reporter in die Geschichte ein? Verändert er sie?

Die Frage der journalistischen Neutralität treibt mich um. Sie hält mich davon ab, in Kriegsgebiete zu reisen. Selbst von dort muss der Reporter unparteiisch berichten. Er darf nicht eingreifen. Ich zweifle, ob es mir gelänge, nicht zwischen Tätern und Opfern zu unterscheiden.

Wie das geht, erklärte mir ein Arzt. Der italienische Chirurg Gino Strada hat über 30.000 Kriegsoffer operiert, im Sudan, im Irak, in Afghanistan. „Der Krieg ist meine Realität, meine Arbeit“, sagte er im Dezember 2015 in Zürich in einem Interview. Er hasst den Krieg, aber er umsorgt jedes Opfer, egal auf welcher Seite es liegt. „Ein Arzt ist kein Richter“, betonte Strada. „Ein Arzt hat keine Feinde. Mich kümmern jene, die von Bomben getroffen werden. Nicht, wer sie abwirft.“

Ein Arzt rettet Leben, er bewahrt Menschen davor zu sterben. Ein Reporter ist

INTERVIEW MIT PETER HOSSLI

„Hören Sie mit dem Gerede über die Krise auf“

Seit gut einem Jahr arbeiten Sie nicht mehr für eine Redaktion. Sind Sie auf Entzug?

Peter Hossli: Journalismus ist für mich keine Droge. Es ist das, was ich immer mache und was mich ausmacht, ob als freier Autor oder angestellter Redaktor.

Gehört das Buch über Ihr Reporterleben, das nun erscheint, zum Genre der Nostalgie?

Es ist eine Liebeserklärung an meinen Beruf. Und ein Gegenentwurf zur vielbeschworenen Medienkrise. Statt zu jammern, beschreibe ich Arbeit, Antrieb und Aufgabe eines Reporters. Das Buch ist kein Blick auf die Branche, sondern auf ein Handwerk.

1995 gingen Sie zu „Facts“. 2017 verliesen Sie die Blick-Gruppe. Wie hat sich in dieser Zeit der Journalismus verändert?

Verändert haben sich die Geschäftsmodelle. Das Nachrichtenrad dreht heute wesentlich schneller. Es gibt weit mehr Kanäle und das Smartphone. Gleich geblieben ist die Aufgabe des Journalismus: die Wahrheit so präzise und unvoreingenommen wie möglich abzubilden.

Und wie haben sich in dieser Zeit die Journalisten verändert?

Mir sagte einst ein Chef, „du bist immer nur so gut wie deine letzte Story“. Heute scheint die Zufriedenheit vieler Journalisten von der Anzahl ihrer Follower und Likes abzuhängen.

Der Blick von aussen auf unsere Branche unterscheidet sich ja sehr vom Blick von innen. Wird Ihnen auch so gegangen sein.

Der ehemalige US-Notenbankchef Paul Volcker sagte mir 2003 vor einem Interview: „Ihr Journalisten habt ein schlechteres soziales Ansehen als jede Prostituierte auf dem Strassenstrich.“ Für mich war das ein Weckruf – und zugleich Ansporn, Fehler zu vermeiden, Meinung und Nachricht zu trennen, noch näher ranzugehen.

Damit gehören Sie eher zu einer aussterbenden Spezies. Sie sind der klassische Reporter, der rausgeht ins Feld. Hat das noch Zukunft im Google-Zeitalter?

Die Welt ist zu aufregend, um sie allein am Bildschirm zu betrachten. Als freier Reporter in den USA war ich gezwungen, überraschender zu sein als feste Korrespondenten. Das hat funktioniert und dürfte weiterhin funktionieren. Denn neben dem Dach über dem Kopf, Brot und Liebe halten uns vor allem packende Storys bei guter Laune.

Das Wort „Medien“ gibt es ja fast nur noch als das Kompositum „Medienkrise“. Stimmen Sie da mit ein?

Hören Sie mit dem Gerede über die Krise auf! Damit langweilen Sie Ihre Leser.

Dann sind Sie ein Verdränger?

Eher ein Optimist. Der Branche ist nicht gedient, wenn wir ständig an der Abwärtsspirale drehen. Allen ist bewusst, dass der Journalismus neue Finanzierungsmodelle braucht. Diese müssen die Medienmanager finden, nicht wir Journalisten. Wir sollten Kraft und Zeit dafür verwenden, Medienprodukte herzustellen, die gefallen und ein Publikum finden.

Und was kommt als Nächstes? Zurück in den Journalismus oder ein zweites Buch?

Als das erste Buch fast fertig war, hat mir ein 80-jähriger Bekannter einen Mordfall aus seiner Jugendzeit geschildert. Der Fall hat mich elektrisiert. Darüber schreibe ich anhand der Gerichtsakten ein zweites Buch. Natürlich bleibe ich Journalist.



Peter Hossli: „Eine Liebeserklärung an meinen Beruf.“



Peter Hossli:

„Die erste Miete ging an die Mafia“, Werd-Verlag, 29 Franken. Zu beziehen bei www.werdverlag.ch und im Buchhandel.

kein Akteur, er greift nicht ein. Wie der Arzt aber hat er eine Verpflichtung: Der Wahrheit muss er so nahe wie möglich kommen. Die Wahrheit ist seine Richtschnur. Er recherchiert gründlich und erzählt unvoreingenommen. Nicht eine Meinung bringt er mit, sondern eine Haltung. Nicht eigene Gesinnung oder Ideologie prägen seine Arbeit, sondern die Fakten. Er prüft sie, bevor er die Fakten veröffentlicht. Den Menschen, die er befragt, gibt er sich als Reporter aus. Sie haben einen Namen, ausser sie verlangen Anonymität. Er ehrt den Quellenschutz.

Ein Reporter ist wie ein Arzt kein Richter, aber im Gegensatz zum Arzt sammelt er Beweise und macht diese publik, damit andere urteilen.

Halimo nimmt die Tochter auf, schliesst sie in die Arme. „Hamda muss gesund sein, bis das Baby zur Welt kommt, sonst sterben beide“, sagt sie. Ayan ruft Pascal. Er darf fotografieren. Ayan arbeitet für das Hilfswerk Save the Children, das Reporter durch Somaliland führt. Ihr Beruf verpflichtet sie, Leben zu bewahren. Greift sie ein, handelt sie korrekt.

...

Die Fahrt durch die somalische Steppe führt über sandige Pisten, tiefe Schlaglö-

cher und trockene Flussbetten. Staub durchdringt Kleider, Schuhe, Computer, Haare. Vorbei ziehen Kamele, dünne und ausgemergelte und solche, die Geier ausgeweidet haben.

Nach einer Stunde bricht Ayan die Stille. Mit einer Frage, die der beste Reporter nicht klarer stellen kann.

„Warum schreibst du?“

Sie hätte genauso gut „Wer bist du?“ oder „Warum lebst du?“ oder „Was ist der Sinn des Lebens?“ fragen können. Aber das wäre zu platt gewesen. Stattdessen fragt sie schnörkellos: „Warum schreibst du?“ Hat mich das jemals jemand so direkt gefragt? In den 25 Jahren, in denen ich schreibend Geld verdiene? Und das im staubigsten Flecken der Welt?

„Zuerst wollte ich Filme drehen, Regisseur werden, aber die Technik erschwerte mir den Zugang zu den Menschen. Eine Kamera kann wie eine Mauer wirken. Jemand spricht vor der Linse entrückter. Mit Papier und Bleistift oder Laptop entfällt diese Mauer.“

„Du schreibst, weil du nicht Filme drehen kannst?“ Eine gezielte Provokation. Ayan lacht. Sie merkt, dass ich ausweiche, und fragt – ganz Reporterin – nach. Sie hat mich dort, wo ich die Menschen gerne hinführe: kurz bevor sie sich öffnen und etwas Echtes von sich preisgeben.

„Es ist mehr als Schreiben“, antworte ich. „Das Schreiben kommt am Schluss. Neugier trägt mich zu Menschen und Geschichten, die mir wichtig erscheinen, die etwas über uns alle aussagen. Begreifen kann ich nur, wenn ich vor Ort bin. Ich muss mit eigenen Augen sehen, den eigenen Ohren zuhören, der eigenen Nase riechen.“ Einst fragte ich einen Astronauten, wie der Mond riecht. „Nach Schiesspulver“, antwortete er.

Ayan hört zu wie eine gute Reporterin: interessiert, nicht urteilend, auf den richtigen Moment wartend, um nachzufragen. Sie schweigt, weil sie weiss, es kommt mehr.

„Ich bin ein scheuer Mensch. Als Reporter kann ich die Scheu ablegen, in eine Rolle schlüpfen, in der ich jeden Menschen der Welt alles fragen darf. Für mich gibt es keinen anderen Beruf, der offener und freier und vielfältiger ist. Es ist eine Freiheit, die du dir verdienen musst. Nie darfst du missbrauchen, was dir jemand erzählt, du musst es gewissenhaft und wahrhaftig wiedergeben.“

„Und warum kommst du nach Somalia? Warum reist du aus dem reichsten ins ärmste Land?“

„Was in Somalia passiert, ist wichtig, die Welt muss es erfahren. Vielleicht lesen Politiker meine Worte und tun etwas gegen den Hunger.“ Während ich rede, merke ich: das sind Antworten, die jeder gibt. Nicht falsch, aber banal, oberflächlich, naiv. Sie unterschlagen den Eigennutz.

„Hier in Somalia bin ich ein Stück weit von mir entfernt, das befreit mich.“

Dabei erinnere ich mich an Gilles Peress, an den französischen Kriegsphotografen, der in New York lebt, den ich 2008 für ein Porträt traf. Er hatte 1979 während der iranischen Revolution fotografiert, während des Genozids in Ruanda 1994 und nach dem Massaker in Srebrenica 1995. Warum er in Kriege ziehe, wollte ich wissen. „Ich lebe in Brooklyn, im Paradies, hier ist das Chaos in meinem Kopf weit grösser als das äussere Chaos, das macht mich unruhig“, antwortete Peress. Anders, wenn um ihn herum Kriege toben und Menschen einander Unmenschliches antun. „Dann ist das äussere Chaos grösser als das innere. Dann zählt nur noch das wirklich Wichtige.“ Innerlich werde er ruhig und komme zu sich.

Was Peress sagte, erklärt meinen Antrieb eindringlicher als die angeblich rastlose Suche eines Reporters nach dem Thrill, die vermeintliche Sucht nach Adrenalin. Die Schweiz ist mein Paradies, ein Land, wo verspätete Züge und Pfiffe im Stadion aufwühlen. Ein äusseres Chaos erkenne ich nicht. Umso grösser ist das innere. Ruhig werde ich, wo Unruhe herrscht, wo Wesentliches zählt. Ich wuchs in der Schweiz auf, wo alles perfekt ist, die Menschen zufrieden, aber selten glücklich sind. Was mich krank machte. Dann zog ich nach New York und fühlte mich gesund.

„Was ist deine Geschichte?“, frage ich Ayan im Auto. Sie ist 25 Jahre alt, unverheiratet, eine Somali aus Dschibuti, sunnitische Muslimin. Frauen in ihrem Alter haben längst fünf Kinder.

„Das erzähle ich dir, wenn wir alleine sind“, sagt sie.

Am Morgen vor dem Abflug ist in der Hauptstadt Hargeisa ein Interview mit der Ministerin für Landwirtschaft geplant. Um 9 Uhr soll uns ein Minibus ins Ministerium fahren. Danach geht es nach fünf Tagen im

BIO

Peter Hossli

Peter Hossli (49) wuchs im Kanton Aargau auf. An der Universität Zürich und der New York University studierte er Geschichte, Filmwissenschaften, Publizistik und Recht. 1995 gehörte er zur Gründerredaktion des Schweizer Nachrichtenmagazins „Facts“. Im selben Jahr lancierte er das Trickfilmfestival Fantoche. Von 1998 bis 2009 berichtete er aus den USA. Seine Reportagen und Interviews sind in 20 Ländern in zehn Sprachen übersetzt publiziert worden. Nach der Rückkehr in die Schweiz heuerte er als Reporter beim „SonntagsBlick“ an. 2011 entwickelte er als Chefredaktor für Ringier das Tablet-Magazin „The Collection“. Nach drei Ausgaben wurde es eingestellt. Er blieb bis 2017 bei Ringier als Chefautor der Blick-Gruppe. Heute ist er freier Autor, lebt in Zürich und unterrichtet regelmässig an der Ringier-Journalistenschule.

Dürregebiet direkt zum Flughafen. Weg vom Chaos, heim ins Paradies.

Eine Stunde zuvor steht Ayan in der Hotel-Lobby. Wir suchen uns einen leeren Tisch in einer abgelegenen, dunklen Ecke, trinken nichts, essen nichts, reden.

„Was willst du wissen?“, fragt sie.

„Wie viele Frauen sind in Somalia beschnitten?“ Es ist die Frage, die ich bisher nicht gestellt habe.

„Alle.“ Zwischen 90 und 98 Prozent der somalischen Mädchen werden im intimsten Bereich entstellt, so die Statistik. Meist im Alter zwischen fünf und zehn Jahren. „Es ist die schlimmste Form der Verstümmelung“, sagt Ayan. Sie heisst „pharaonische Beschneidung“. Oft ist es eine Frau, die den Mädchen die sichtbaren Teile der Genitalien entfernt, die Klitoris, die kleinen Schamlippen, die Innenseite der grossen Schamlippen. Danach näht sie die Wundränder mit Seide oder Tierdärmen zu. Mit einem Zweig bohrt sie eine kleine Öffnung für Urin, Sekrete der Vagina und das Menstruationsblut. „Nach der Heirat wird das Mädchen für den Mann geöffnet“, sagt Ayan. „So geht sie sicher als Jungfrau in die Ehe.“

Fortan ist die Frau eine Gebärmaschine. Lebenslang plagen sie Beschwerden. Ein barbarischer Akt, der in seiner Grausamkeit durch nichts zu rechtfertigen ist.

„Was ist deine Geschichte?“, frage ich. Ayan erzählt die persönliche Version der ersten Frage. Das, was ein Reporter immer suchen sollte: die menschliche Sicht auf ein Thema, das er recherchiert.

„Mit fünf bin ich beschnitten und unten zugenäht worden“, glaube ich zu hören. Sie redet unverblümt und schnell. Weil die Zeit zu knapp ist, um sich zu drucksen, weil sie viel sagen will. „Als Teenager habe ich mich verliebt. Ich ging zu einem Arzt und bat ihn, mich zu öffnen. Schon bald verliess mich mein Freund. Als ich 21 war,



Erkundung: Reporter Peter Hossli mit Trump-Wählern in Virginia.

hat mich ein Bürokollege vergewaltigt.“ Sie ist sachlich, emotionslos, spricht in kurzen Sätzen. „Durch die Vergewaltigung wurde ich schwanger, da ich nicht verheiratet war, konnte ich nicht zur Polizei gehen. Es war unmöglich, das Kind zu behalten.“ Instinktiv nehme ich ihre Hand in meine, ohne etwas zu sagen. „Mir blieb nichts anders übrig, als an mir selbst eine Abtreibung vorzunehmen.“

Es ist nicht nötig zu fragen, wie sie es tat. Das hätte einen Voyeurismus befriedigt, den ich nicht habe. Ein Reporter muss erkennen, wenn er nicht mehr fragen soll. Ayan setzt die Grenzen.

Eine Frage beschäftigt mich auf dem sechsstündigen Flug nach Europa. Warum erzählt Ayan mir das? Sie sagte, sie habe bisher mit niemandem darüber gesprochen. Was brauchen Reporter – neben Glück –, um solches Vertrauen zu gewinnen? Darüber will ich dieses Buch schreiben. Über

eine Fertigkeit, die ich mir in 25 Jahren angeeignet habe. Ein Erlebnis ist es nicht, in Somalia zu recherchieren. Es ist das, was Reporter tun. Es ist keine Kunst, nicht nur Leidenschaft. Es ist das, was ich mache, was ich kann. Es ist mein Job, und es ist, wer ich bin. Wegen Ayan schreibe ich diese Memoiren. Weil sie mich fragte, warum ich schreiben würde; und weil sie mir ihre Geschichte anvertraute.

Doch darf ich Ayans Erzählung überhaupt erzählen? Danach gefragt habe ich sie in Somalia nicht.

PETER HOSSLI

war Chefautor der Blick-Gruppe und ist nun freier Autor in Zürich.

peter@hossli.com



**Erdbebenschäden.
Wissen gefragt?**

GVB Privatversicherungen AG

Abteilung Kommunikation
kommunikation@gvb.ch
031 925 12 46
erdbebenversicherern.ch



Wir versichern Ihr Gebäude.